

Glücksspiele und der Ernst des Lebens - Fortuna in Aktion

Kron, Thomas; Schimank, Uwe

Postprint / Postprint

Sammelwerksbeitrag / collection article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

SSG Sozialwissenschaften, USB Köln

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kron, T., & Schimank, U. (2002). Glücksspiele und der Ernst des Lebens - Fortuna in Aktion. In A. Bellebaum (Hrsg.), *Glücksforschung - eine Bestandsaufnahme* (S. 157-176). Konstanz: UVK Verl.-Ges. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-192340>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

- Hanns-Seidel-Stiftung (2002): Generationenstudie 2001. Konsens und Konflikt. Was Junge und Alte voneinander denken und erwarten. München
- Horkheimer, Max (1933): Materialismus und Metaphysik. In: Zeitschrift für Sozialforschung 2: 1-33
- Imhof, Arthur E. (1985): Die gewonnenen Jahre. München
- Imhof, Arthur E. (1988): Von der unsicheren zur sicheren Lebenszeit. 5 historisch-geographische Studien. Darmstadt
- Janke, Wolfgang (2002): Das Glück der Sterblichen. Eudämonie und Ethos, Liebe und Tod. Darmstadt
- Joas, Hans (1980): Praktische Intersubjektivität. Die Entwicklung des Werkes von G.H. Mead. Frankfurt/ Main
- Léautaud, Paul (1985): In Biagi Enzo: Italiani. Milano
- Lehr, Ursula (1971): Vorstellungen vom Glück in verschiedenen Lebensaltern. In: Kunderl, Herbert (Hg.): Anatomie des Glücks. Köln: 86-98
- Lusseyran, Jacques (1994): Das wiedergefundene Licht. 11. Aufl. Stuttgart
- Manning, Philip (1992): Erving Goffman and Modern Sociology. Stanford
- Mead, George H. (1980): Die Genesis der Identität und die soziale Kontrolle. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze, Bd. 1. Frankfurt/ Main: 299-328
- Miller, Alice (1983): Am Anfang war Erziehung. Frankfurt/ Main
- Pieper, Annemarie (2001): Glückssache. Die Kunst, gut zu leben. Hamburg
- Rappaport, Roy A. (1999): Ritual and Religion in the Making of Humanity. Cambridge, New York, Cape Town
- Rosenmayr, Leopold (1983): Die späte Freiheit. Das Alter – ein Stück bewusst gelebten Lebens. Berlin
- Schmid, Wilhelm (2000): Schönes Leben? Einführung in die Lebenskunst. Frankfurt/ Main
- Schütz, Alfred (1971): Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze, Bd. I: Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag: 237-298
- Sophokles: Dramen. Griechisch/ Deutsch. (übersetzt und herausgegeben von Wilhelm Willige 1985). 2. Aufl. München, Zürich
- Spaemann, Robert/ Löw, Reinhard (1985): Die Frage wozu? Geschichte und Wiederentdeckung des teleologischen Denkens. 2. Aufl. München
- Tatarkiewicz, Wladislaw (1984): Über das Glück. Stuttgart
- Thies, Christian (1997): Die Krise des Individuums. Zur Kritik der Moderne bei Adorno und Gehlen. Reinbek bei Hamburg
- Walter, Karin (Hg.) (1996): Kinderglück. Freiburg, Basel, Wien
- Weber, Max (1976): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. 5. Aufl. Tübingen

Glücksspiele und der Ernst des Lebens – Fortuna in Aktion¹

„Glück ist Talent für das Schicksal“ behauptete einst Novalis. Für diejenigen Menschen, die ein solches Talent beweisen, hält die englische Sprache den Begriff „luck“ bereit, mit dem das glücklich gemeisterte Schicksal betont wird. „Glück gehabt“ sagt man in diesem Sinne im Deutschen z.B. dann, wenn etwas gut geht, das genauso gut oder sogar eher hätte schief gehen können: Die Tasse fällt herunter und zerbricht nicht, der Unsportliche trifft mit dem Ball ins Tor, man gewinnt im Lotto. Im Gegensatz dazu benennt der englische Begriff „happiness“ den Gefühlszustand des Glücklich-Seins, der ersichtlich nicht immer mit „Glückhaben“ in einer positiven Beziehung steht (Kafsack 2001).

In diesem Beitrag geht es um eine Untersuchung des Glücksspiels, das im Rahmen dieser Unterscheidung von glücklich sein/ Glück haben – eudimonia/ eutychia, bonheur/ fortune oder eben happiness/ luck – in den Bereich der Fortuna gehört, der Göttin des Schicksals, die ihre Gaben willkürlich und planlos verteilt.² Diese Gaben sind für die Menschen nicht vorhersehbar und treffen sie – als Glück oder Unglück – schicksalhaft. Im Mittelpunkt unserer Überlegungen steht die Frage, weshalb Akteure freiwillig³ in ihrem Handeln den Regeln des Glücksspiels folgen, sich also ohne Zwang dem Schicksal hingeben, statt zu versuchen, das eigene Geschick soweit wie möglich durch überlegte Entscheidungen zu steuern. Im Hintergrund dieser Fragestellung steht die Annahme, dass „gerade das reine Glücksspiel auf seine Art [erlaubt], die Bedeutung des Zufalls im Leben und Denken einer Gesellschaft zu erkennen.“ (Addor 1993: 77)

1. Typen individueller Entscheidungen

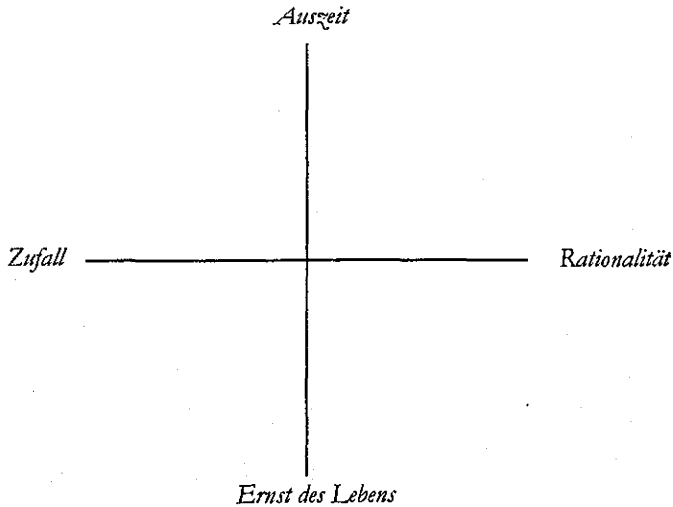
„Jetzt beginnt der Ernst des Lebens“, sagen viele Eltern ihren gerade eingeschulenen Kindern und meinen damit, dass diese mit Schulbeginn einsetzende Ernsthaftigkeit prinzipiell nun das weitere Leben bestimmt. Und in der Tat erhalten die Entscheidungen des Einzelnen fortan immer mehr biografisches Gewicht: die Wahl der weiterführenden Schule,

der Ausbildung (welches Studienfach wählen?), die Partnerwahl, Familie ja oder nein?, welchen Beruf ergreifen?, die Karriereplanung, wie sich auf das höhere Alter vorbereiten und was tun, wenn man dann das so genannte Berufsleben hinter sich gelassen hat? Diese und viele andere Entscheidungen, die fast alle Menschen heutzutage treffen müssen, stehen beispielhaft für das, was man als *Ernst des Lebens* bezeichnen könnte. Kein Wunder, dass dafür oft der Arbeitsbegriff herhalten muss! So gibt etwa Dieter Wellershoff (1985) seinen biografischen Reflexionen den Titel: „Die Arbeit des Lebens“; und Günter Voß (1991) schlägt eine soziologische Forschungsperspektive auf „Lebensführung als Arbeit“ vor.

Dass im Leben eine Menge ernsthafter Entscheidungen getroffen werden müssen, bedeutet jedoch nicht, dass die Ernsthaftigkeit nicht wenigstens zeitweise außer Kraft gesetzt wird. Man begibt sich dann etwa in die Freizeit. Auch dort fallen Entscheidungen an, z.B.: Wie verbringe ich das Wochenende? Doch diese Entscheidungen sind offenkundig nicht von dem gleichen biografischen Gewicht wie die eben genannten ernsthaften Entscheidungen. Diese Zeit könnte man in Abgrenzung zum Ernst des Lebens auch *Auszeit* nennen (Goffman 1971; Lyman/ Scott 1970).

Unabhängig davon, ob der Ernst des Lebens oder eine Auszeit ansteht, ist der Modus der Entscheidungsfindung: Auf der einen Seite gibt es Handlungswahlen, die durch *Zufall* entschieden werden – etwa durch Losen. Auf der anderen Seite finden sich Entscheidungen, die durch *Rationalität* zu Stande kommen, also in bewusster Kosten-Nutzen-Abwägung verschiedener Alternativen auf der Basis vorhandenen Wissens und im Rahmen von Zeitknappheit.⁴ Diese Modi gelten für beide Bereiche, für den Ernst des Lebens sowie für die Auszeit.

Abbildung: Typologie von individuellen Entscheidungssituationen



Damit ist eine zweidimensionale Typologie von individuellen Entscheidungen umrissen. Jedes der vier Felder dieser Typologie bezeichnet einen möglichen Handlungsraum, in dem sich die Akteure in alltäglichen und biografischen Entscheidungssituationen befinden können.

2. Der Ernst des Lebens als rationale Anstrengung

Entscheidungen von höchster individueller Relevanz, so die normative Erwartung, stellen natürlich eine Sache des Ernsts des Lebens dar und sind in Folge dessen möglichst rational zu entscheiden. Je mehr Zufall hier hinein spielt, desto weniger wird dies gebilligt. Man habe in Fällen wichtiger Entscheidungen eben Vernunft walten zu lassen, denn wie wir seit Immanuel Kant wissen, kann nur ein ausschließlich von Prinzipien der reinen Vernunft bestimmter Wille ein guter Wille sein (und somit

den Kern der Sittlichkeit bilden). Rationalismus wird, was besonders Max Weber hervorgehoben hat, zu einer Leitidee der modernen Gesellschaft.

Diese Welt- und Selbstkontrolle durch Rationalität ist kein Selbstzweck, sondern soll die aktive Umgestaltung der bestehenden Welt gemäß kultureller Ideen wie Wohlstand, Demokratie, Aufklärung u.ä. gewährleisten. Rationales Handeln umweht in unserer Gesellschaft somit immer auch ein Hauch des moralisch Richtigen, und dem Zufall wichtige Entscheidungen zu überlassen, ist demnach geradezu unmoralisch. In diesem Zusammenhang ist es das Verhängnis des Zufalls, das „Los des Losen“ (Schmidt 2000), das ihm heute fast überall jede Rationalität und damit jede Berechtigung abgesprochen wird. Der Ernst des Lebens zwingt zur biografischen Selbststeuerung mittels bewusst getroffener Entscheidungen – so jedenfalls wird es von den Einzelnen erwartet. Und das beinhaltet eine doppelte Qual der Wahl: zunächst die Qual *vor* der Wahl („Was soll ich am besten tun?“), sodann die Qual *nach* der Wahl („Ich habe – vielleicht oder tatsächlich – das Falsche getan!“). Kaum etwas Wichtiges im Leben kann sich diesem Sog der Entscheidungs- und Rationalitätszumutungen entziehen. So wird z.B. Elternschaft der Entscheidung der Betroffenen zugerechnet; denn das Kinderkriegen haben sie prinzipiell unter Kontrolle zu haben (sieht man von Fällen wie Vergewaltigung ab). Wie fiktiv das auch immer sein mag (Burkart 1995): Beschwerden dürfen sich Eltern nicht mehr darüber, dass sie Kinder haben. Demnächst darf sich vielleicht auch niemand mehr über das eigene Aussehen beklagen: Selbst wenn man aus irgendwelchen Gründen selbst nicht aktiv, etwa durch Sport, das eigene Aussehen beeinflussen kann oder will, machen Schönheitsoperationen mittlerweile ziemlich viele Reparaturen und Instandhaltungen möglich und werden auch immer erschwinglicher (Butta 2002).

Wichtige Entscheidungen des Lebens sollen somit möglichst rational getroffen werden, auch wenn die Bedingungen für rationale Entscheidungen nicht immer und für perfekt rationale Entscheidungen nie gegeben sind. Bedenkt man nun, dass unsere Gesellschaft sehr viele Entscheidungen dem Ernst des Lebens zuordnet, so ergibt sich schon alleine daraus ein hoher *Rationalitätsdruck*, unter dem der Einzelne steht. Hinzu kommt, dass es immer schwieriger wird, diesem Rationalitätsdruck auf Grund zunehmender Differenzierung der modernen Gesellschaft (Schimank/ Volkmann 1999) sowie eines wachsenden Konkurrenzdrucks gerecht zu werden.

Gesellschaftliche Differenzierung heißt in der Moderne ein Auseinanderdriften teilsystemischer Handlungsorientierungen – soziologisch als „Polytheismus der Wertsphären“ (Weber) oder als „Polykontextualität“ (Luhmann) bezeichnet. Die Handlungslogiken der Teilsysteme

gehen weit auseinander – und prallen deshalb immer wieder hart aufeinander: etwa wirtschaftliche Erwägungen und politische Notwendigkeiten, medizinische Sachzwänge und religiöse Dogmen, pädagogische Erfordernisse und massenmediale Trends. Diese Spannungen muss der Einzelne in sich austragen. Er wird in seinen vielfältigen Rollen einem unüberschaubaren und polyzentrischen Kräftefeld unterworfen. Bildlich gesprochen: Der Einzelne muss sich, seine Gesamtbiografie überschauend, zunehmend vorkommen, als wäre er zugleich die Kugel, die in einem Flipper erratisch hin und her geschossen wird, und der Flipperspieler, der versucht, die Kugel überhaupt erst einmal im Spiel zu halten und vielleicht ab und zu einen zielgerichteten Schuss anzusetzen, um Punkte zu sammeln (Schimank 1999). Eine auch nur halbwegs kalkulierbare Lebensbahn ist in solch einer Welt nahezu illusorisch; hoffen kann man allenfalls auf koinzidenzielle Unterstützungen durch glückliche Fügungen.

Häufiger wird man freilich zum Opfer ebenso koinzidenzieller unglücklicher Umstände. John Dos Passos schildert in „Manhattan Transfer“ und der „USA“-Trilogie, durch die Überzeichnung von Zuständen im ersten Drittel des Zwanzigsten Jahrhunderts heutige Realitäten hell-sichtig vorwegnehmend, Biografien bzw. mehr oder weniger große Ausschnitte daraus mit Betonung solcher positiver oder – meist – negativer Zufälle. Neben anonymen sozialen Kräften wie z.B. dem Ausbruch eines Krieges oder dem Anstieg der Arbeitslosigkeit gehören zu diesen unabsehbaren Koinzidenzen nicht zuletzt auch Interferenzen mit den Biografien bestimmter anderer Menschen. Einige der Romanfiguren haben durchaus noch längerfristig angelegte Lebensentwürfe. Aber gerade an diesen Figuren wird deutlich, wie sie immer wieder aus der Bahn geworfen werden. Menschliche Existenz besteht bei Dos Passos somit zum Einen, und größtenteils, darin, Opfer immer neuer Koinzidenzen zu sein, die oftmals völlig unbeabsichtigte Nebeneffekte des Handelns anonymen oder persönlich bekannter Anderer sind. Zum Anderen ist jeder Mensch mit allem, was er tut, aber auch einer von zahllosen Mittätern in Bezug auf die Biografien einer Vielzahl anderer Menschen. Letzteres ist natürlich oftmals nur in infinitesimal geringem Ausmaß der Fall – wenn z.B. die patriotische Kriegsbegeisterung des Einen im Zusammenwirken mit vielen Gleichgesinnten dazu beiträgt, dass die Nation sich in einen Krieg begibt, der dann wiederum gravierende persönliche Folgen für einen Anderen hat. So wird die vielfältige und von niemandem mehr kontrollierbare, raumgreifende kausale Vernetztheit von Biografien demonstriert. Dos Passos führt vor, wie wir in den komplexen Strukturen der modernen Gesellschaft alle einander wechselseitig unsere Lebensgeschichten sabotieren – teils über direkte

Interaktionen, teils über Aggregationseffekte des handelnden Zusammenwirkens vieler Menschen.

Hier könnte längerfristig eine sich selbst erfüllende Prophezeiung, eine Selbstentmutigung rationalen Entscheidens wirken: Je stärker jemand den Eindruck gewinnt, sein Leben nicht mehr zielgerichtet rational – im wortwörtlichen Sinne – „führen“ zu können, desto mehr wird er es „treiben lassen“; das wiederum verstärkt bei ihm die Erfahrung, Spielball zufälliger äußerer Kräfte zu sein, was seine Motivation zur rationalen biografischen Selbststeuerung weiter absenkt usw. Je mehr bei Menschen diese Aufschaukelung des Prinzips Zufall im Ernst des Lebens stattfindet, desto mehr wird Jeder überdies nicht nur durch eigene Erfahrungen, sondern auch durch die Anschauung fremder Lebensläufe darin bestärkt, dass die erwähnte Redeweise von der „Arbeit des Lebens“ (Wellershoff 1985) ein überholter Euphemismus für etwas ist, was tatsächlich weitgehend ein Glücksspiel darstellt.

Diese Effekte gesellschaftlicher Differenzierung werden noch dadurch verstärkt, dass Konkurrenz als Vergesellschaftungsform in einem immer unübersichtlicheren sozialen Raum um sich greift (Simmel 1992: 323-349), bei gleichzeitig stärkerer Affektregulierung. Konkurrenzintensivierung wirkt sich paradox auf Rationalitätsansprüche aus. Einerseits erschwert sie die rationale Zielverfolgung und Lebensgestaltung des Einzelnen, wenn ständig passieren kann, dass ihm Andere, die dasselbe wollen wie er, was aber auf Grund von Knappheit des Gewollten nicht geht, in die Quere kommen. Nicht nur Geld oder attraktive Berufspositionen, Bildungschancen oder medizinische Leistungen, auch Macht, soziales Ansehen, Liebe, überhaupt die Aufmerksamkeit und soziale Wertschätzung Anderer und damit vor allem soziale Bestätigungen der eigenen Identität sind zumeist knapp. Trotz der Behinderung einer rationalen Bewältigung des Ernsts des Lebens durch Konkurrenz fordert diese aber dem Handelnden andererseits zugleich mehr Rationalität ab. Denn wenn der kleinste Fehler bereits nicht wieder ausgleichbare Nachteile in einer Konkurrenzbeziehung mit sich bringt – ähnlich wie beim 100-Meter-Sprint – , dann muss man zur Vermeidung von Nachteilen jeden Handlungsschritt vor seiner Ausführung genau planen und überdenken.

Durch den erhöhten sozialen Interdependenzdruck werden die Individuen somit immer stärker auf ihre Eigeninteressen als Handlungsmotivation verwiesen. Hat sich eine solche Orientierung am Eigeninteresse erst einmal gesellschaftlich durchgesetzt, kann eine eigendynamische soziale Verbreitung dieses Handlungsantriebs stattfinden. Gewachsene gemeinschaftliche Solidaritäten werden individuellen Nutzenkalkulationen unterworfen (Münch 1991: 176-199). Gerade weil Rationalität

immer schwieriger wird, wird die Person immer stärker auf diese verpflichtet.

Dies sind bereits wichtige Hinweise auf die Schwierigkeiten rationalen Entscheidens im Ernst des Lebens; wir werden darauf noch einmal zurückkommen. Die immer weitere gesteigerte Differenzierung und Komplexität der Gesellschaft intensivieren aber noch in einer weiteren Hinsicht den auf jedem Einzelnen lastenden Rationalitätsdruck. Die sozialstrukturell offerierten und aufgezwungenen Wahlmöglichkeiten haben immens zugenommen (Gross 1994). In den Debatten über Individualisierung wird die Ambivalenz dieser *Freisetzung* betont (Kippele 1998: 200-242). Es geht nicht nur um eine positiv erlebte Freiheit von den Zwängen traditionaler Lebensformen, sondern auch um eine oftmals auf dem Einzelnen schwer lastende Selbstverantwortung. Jedes Individuum wird für sich selbst die Zentrale zur Beantwortung aller Lebensfragen. Der Einzelne ist weder Gott noch anderen Menschen Rechenschaft schuldig; aber deshalb nimmt ihm auch keiner Entscheidungen ab. Und je größer die Wahlmöglichkeiten sind, desto höhere Ambitionen werden mit den Entscheidungen verbunden. Pointiert formuliert: Wem die Welt offen steht, der muss einfach gute, sehr rationale Entscheidungen treffen. Wir halten also fest: Mit der Differenzierung und Komplexität der Gesellschaft steigen zugleich die *Rationalitätsambitionen biografischer Entscheidungen*.

3. Auszeiten zwischen Rationalität und Zufall

Der moderne Mensch sieht sich also der permanenten Aufforderung „Sei rational!“ ausgesetzt. Schon in diesem andauernden Rationalitätsdruck alleine kann man einen gewichtigen Grund sehen, sich ab und zu in Situationen zu begeben, in denen es nicht um wichtige Dinge geht und man nicht rational entscheiden muss. Die bloße *Reduktion von Rationalitätsdruck* ist jedoch nicht der einzige Antrieb, Auszeiten vom Ernst des Lebens aufzusuchen. Der Rationalitätsdruck ist ja nicht nur anstrengend, sondern darüber hinaus auch eine Quelle von Frustrationen. Je für sich macht man bereits die Erfahrung, den Rationalitätsanforderungen mal besser, mal schlechter zu entsprechen. Viel gravierender ist aber der Vergleich der Individuen untereinander – die *Rationalitätskonkurrenz*. Manche weisen diesbezüglich tatsächlich oder scheinbar eine viel bessere Lebensbilanz als Andere auf, d.h. sie realisieren ihre beruflichen oder privaten ehrgeizigen Pläne. Andere wiederum erleben sich mehr oder weniger als totale Versager. Und die allermeisten Menschen liegen irgendwo dazwischen – was aber heißt: Sie leben mit einer sehr gemisch-

ten Erfolgsbilanz, was den Ernst des Lebens anbetrifft. Oft genug ergeht es ihnen so, dass sie am Rationalitätsdruck scheitern und gleichzeitig sehen, wie Andere in der gleichen Situation erfolgreich sind. Die Bewältigung mit solchen Enttäuschungen, die einen möglichen Verlust sozialer Wertschätzung und eine Bedrohung individueller Identität bedeuten, kann ebenfalls in einer zeitweiligen Auszeit vom Ernst des Lebens erfolgen. Dies ist der zweite Grund, sich Auszeiten zu nehmen: der *Aufbau von Selbstbestätigungen* gegen Enttäuschungserfahrungen mit Rationalitätserwartungen.

Die Reduktion von Rationalitätsdruck und der Aufbau von Selbstbestätigungen sind Gründe dafür, die eigenen Aktivitäten wenigstens zeitweise in Auszeiten zu verlegen. Doch auch dann können die zu treffenden Entscheidungen mehr oder weniger durch Rationalität bestimmt sein. Wer in Auszeiten weiterhin auf Rationalität setzen möchte, der betätigt sich etwa in seiner Freizeit als Schachspieler und versucht vielleicht so, Selbstbestätigungen durch Erfolge aufzubauen. Vermutlich beinhaltet das Schachspiel sogar den größtmöglichen Rationalitätsgrad aller Aktivitäten, die Jemand in Auszeiten unternehmen kann. Das einzige Zufallselement ist, wer mit den weißen und wer mit den schwarzen Figuren spielt, da Weiß mit dem Privileg des ersten Zuges leichte Vorteile genießt.

Wenn der Rationalismus des Ernsts des Lebens das Problem darstellt, weshalb die Person sich Auszeiten gönnt, fragt man sich natürlich erst einmal, wieso manche Menschen in der Auszeit wiederum Aktivitäten frönen, die rationale Anstrengungen erfordern. Die Antwort lautet, dass derartige Aktivitäten Rationalität ohne unvorhersehbare Koinzidenzen versprechen. Beim Schachspiel beispielsweise kann der Einzelne darauf vertrauen, dass nur seine Fähigkeiten den eigenen Erfolg bestimmen und keine unglücklichen äußeren Umstände hineinwirken. Gerade wer im Ernst des Lebens dadurch frustriert wird, dass ihm ständig unvorhersehbar Andere in die Quere kommen und seine Pläne zunichte machen, kann sein so erschüttertes Selbstbewusstsein beim Schachspiel wieder regenerieren. Die Voraussetzung ist freilich, dass er ein hinreichend guter Schachspieler ist. Sonst setzen sich die Enttäuschungen in der Auszeit fort.

Immer dann, wenn der Einzelne den Rationalitätsanforderungen der Auszeit-Aktivitäten nicht genügt, und auch dann, wenn er diesen Anforderungen genügt, sich aber insgesamt von Rationalitätszumutungen erholen will, bieten sich die anderen Arten von Auszeit-Aktivitäten an: die Glücksspiele, die Zufall an die Stelle von Rationalität setzen. Im reinen Glücksspiel ist jede Rationalität, überhaupt jede Beeinflussung des Spielgeschehens durch den Spieler ausgeschaltet (Addor 1993: 78). Ein gutes Beispiel dafür ist das Lotto-Spiel „6 aus 49“, bei dem die Chancen

auf einen Hauptgewinn so gering sind, dass der rational kalkulierende Mensch nicht spielen wird. Zwischen den Extremfällen Schach und Lotto gibt es eine ganze Reihe weiterer Spiele mit je verschiedenen Mixturen von Rationalität und Zufall. Um nur einige Beispiele anzuführen:

Beim *Pokern* besteht das Zufallselement in den ausgeteilten und gezogenen Karten. Selbst das schlechteste Blatt kann aber neben dem genauen Beobachten der gespielten Karten auch durch eine entsprechende Fähigkeit des „Bluffens“, kombiniert mit „starken Nerven“, wettgemacht werden, so dass hier rationales Kalkulieren und Taktieren überwiegt.

Beim *Skat* fällt demgegenüber das Blatt auf der Hand schon stärker ins Gewicht. Mit schlechten Karten sieht auch ein guter Spieler schlecht aus, wenngleich er sicherlich durch Nachhalten der ausgespielten Karten und Hochrechnen der noch möglichen Kartenverteilungen wenigstens dem allzu großen Misserfolg manchmal entgegen wirken kann. Wird längerfristig gespielt, wird wahrscheinlich der gute Spieler insgesamt nur dann verlieren, wenn er eine ausgesprochene „Pechsträhne“ hat. Das Zufallsmoment und das Rationalitätsmoment halten sich insgesamt etwa die Waage.

Bei *Fußball- und Pferdewetten* kann man oftmals nur noch von einer Illusion der Rationalität sprechen. Die Wetter bilden sich ein, auf Grund ihres Wissens und ihrer Erfahrung prognostizieren zu können, wer siegen wird. Tatsächlich aber handelt es sich angesichts der oftmals nahezu gleichstarken Konkurrenten und vielfältiger koinzidieller Einflüsse schon fast um reine Glücksspiele.

Erst recht, und ganz offensichtlich, gilt dies für *Roulette*, das mit Lotto auf eine Stufe zu stellen ist. Alle Arten von Spiel-„Systemen“ sind nichts als Selbstbetrug der Spielenden.

Je mehr man soziale Anerkennung und Selbstbestätigungen in der Auszeit sucht, desto eher wird man wohl zu Aktivitäten neigen, die eine rationale Beeinflussung der Entscheidungen und damit eine Selbstausszeichnung möglich machen. Je mehr man dem Rationalitätsdruck entkommen möchte, desto mehr wird man sich in Auszeiten begeben, die gänzlich zufällige Entscheidungen erzeugen – etwa beim *Roulette* in der Spielbank. In der Auszeit des Glücksspiels kann man das Schöpferische des Augenblicks, die Offenheit und das Überraschende des Lebens genießen (zur Lippe 1993: 20-21). Das ist etwas, was die Privilegierung des Rationalismus in unserer Kultur sonst kaum mehr zulässt. Man könnte auch sagen, das reine Glücksspiel ist das Spiel mit dem höchsten Freiheitsgrad (Buland 1997), da es keinen durch rationale Vorschriften ausgeübten Zwang gibt, eine bestimmte Entscheidung treffen zu müssen: Es macht ja gerade die Zufälligkeit des Spiels aus, dass jede Ent-

scheidung gleich wahrscheinlich von Erfolg gekrönt ist. Man stellt nicht sein überlegenes Können unter Beweis, sondern dass man ein „Glücks-kind“ ist. An Fähigkeitsunterschieden festgemachte Ungleichheiten werden so im Glücksspiel suspendiert. Auch der Dümme kann Glück, auch die Schlauste kann Pech haben.⁵

Zu diesen positiven Wirkungen des Glücksspiels als Korrektiv des sonst allgegenwärtigen Rationalitätsdrucks treten zwei weitere Effekte. Das Glücksspiel verschafft dem Einzelnen zum Einen Erlebnisse einer harmlosen und damit als angenehm erfahrenen *Spannung*, die aus der Ungewissheit des Ausgangs herrührt. „Wird mir das Glück heute hold sein?“ Diese Frage beherrscht den Spieler, und sie bleibt offen, bis er zu spielen aufhört. Auch eine lange „Pechsträhne“ kann sich zumindest bei Spielen, bei denen die Ergebnisse der Spieler nicht aufsummiert werden, am Ende noch zum Guten wenden. Zum Anderen bieten solche Spannungserlebnisse auch Gelegenheiten für das Ausleben von Gefühlen – und zwar im positiven wie im negativen Sinne. Das Verlieren gehört unter diesem Aspekt essenziell dazu, kann man doch auf diese Weise dem lange aufgestauten Ärger aus dem Ernst des Lebens stellvertretend Luft machen. Wer kennt nicht die befreiende Wirkung schlechter Karten: Man darf sich legitimerweise erregen und kann so den Ärger über eine erst kürzlich widerfahrene ungerechte Behandlung durch den Chef endlich los werden, ohne sich dazu den Anderen und sogar sich selbst gegenüber offenbaren zu müssen. Aber auch die im Ernst des Lebens durchweg erfolgreichen Menschen suchen im Glücksspiel das Gefühl, verlieren zu können; ein Gefühl, das ihnen ihre Erfolgswelt nicht bieten kann und das sie in der Welt des Glücksspiel weitgehend folgenlos bekommen können.

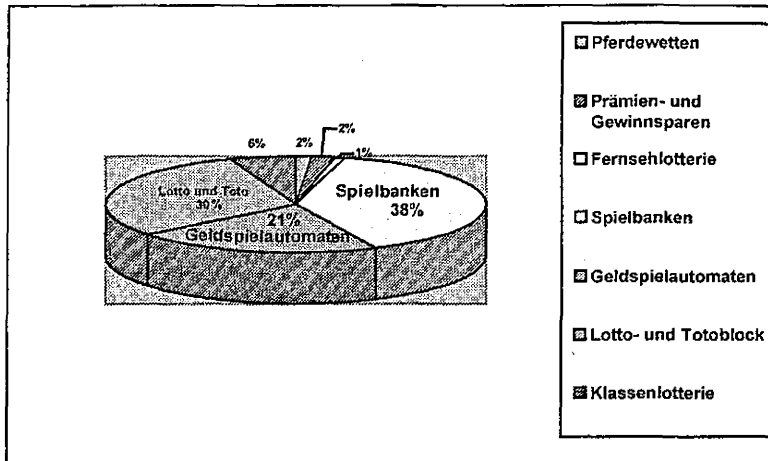
Dass der zunehmende Rationalitätsdruck der Moderne auch zu einer immer weiteren Verbreitung des Glücksspiels geführt hat, wird so plausibel. Mehr Freizeit und ein höheres disponibles Einkommen bieten die Gelegenheiten und Voraussetzungen dafür. In den letzten Jahrzehnten ist sogar ein soziales Milieu – Gerhard Schulzes (1992: 322-330) „Unterhaltungsmilieu“ – neu entstanden, für das ein häufigeres Aufsuchen von Spielsalons und Casinos eine der charakteristischen Aktivitäten darstellt. Es handelt sich dabei hauptsächlich um jüngere Menschen mit mittleren oder niedrigeren Bildungsabschlüssen. Aber auch die Angehörigen anderer sozialer Milieus sind, wenngleich weniger regelmäßig und stark, geneigt, sich in ihren Auszeiten u.a. dem Glücksspiel hinzugeben. Das manifestiert sich in einer ganzen Reihe empirischer Indikatoren.

So frönen nach einer Hochrechnung der Deutschen Gesellschaft für Freizeit etwa 20 Millionen Deutsche über 6 Jahren regelmäßig Glücks- und Gewinnspielen; darin sind ca. 2 Millionen jährliche Besucher von Spielbanken noch gar nicht eingerechnet (DGF 1998: 41). Glücks- und

Gewinnspiele liegen damit, was die Anzahl der Anhänger anbetrifft, auf Platz 3 der Freizeitaktivitäten, nur übertroffen vom Musikhören oder Fernsehen. Spazierengehen, Reisen, Radfahren, Ausgehen, Basteln und vieles andere werden auf die hinteren Plätze verwiesen.

Unter den Branchen der deutschen Freizeitwirtschaft liegen Wettbüros, Lotterien und Spielbanken ebenfalls auf einem der vorderen Plätze. Im Jahr 1997 betrug ihr Jahresumsatz über 31 Mrd. DM (DGF 1998: 95). Über 4 Mrd. DM wurden 1996 allein an Geldspielautomaten umgesetzt (DGF 1998: 103). Um nur noch beispielhaft die Spielcasinos der Westdeutschen-Spielbankengruppe in Aachen, Hohensyburg/ Dortmund, Bad Oeynhausen, Bremen, Kassel und Berlin heraus zu greifen: In den letzten 25 Jahren haben dort insgesamt über 36 Millionen Besucher eine Auszeit genommen; mehr als 2,4 Millionen Gäste (ver)suchten allein im Jahr 2000 ihr Glück in den Häusern dieses Casino-Unternehmens. Auf diese Weise erwirtschafteten die WestSpiel-Casinos 2000 zusammen einen Bruttospielertrag (d.h. die Gesamteinnahmen nach der Auszahlung der Gewinne) von über 422 Millionen Mark.⁶ Die Spielbanken nehmen damit, wie die folgende Grafik für 1999 zeigt, die Spitzenposition beim Gesamtumsatz der Glücksspielanbieter ein.

Abbildung: Anteile am Gesamtumsatz der Glücksspiel-Anbieter im Jahr 1999



Quelle: DHS (Hrsg.) (2000): Jahrbuch Sucht 2001. Geesthacht. Neu-land: 93.

4. Der Ernst des Lebens als Glücksspiel

Wenden wir nun wieder den Blick auf den Ernst des Lebens zurück. Wir haben verdeutlicht, dass die Auszeiten, die der Mensch sich nimmt, teils mehr oder weniger im Modus des Zufalls, teils aber auch mehr oder weniger im Modus der Rationalität genossen werden. Von einem polaren Kontrast – hier der rationale Ernst des Lebens, dort die zufallsgeprägte Auszeit – kann also auf Seiten Letzterer nicht geredet werden. Wir wollen nun aufzeigen, dass Gleiches auch für den Ernst des Lebens gilt. Auch dort spielt der Zufall eine nicht unwesentliche Rolle; und damit gewinnt der Ernst des Lebens Züge eines Glücksspiels, weit über die bereits angesprochenen Konsequenzen gesellschaftlicher Differenzierung und Konkurrenzintensivierung hinaus. Dies wird vor allem an drei Arten von Phänomenen deutlich, die es in menschlichen Gesellschaften immer schon gegeben hat, die aber vermutlich in der heutigen

Gesellschaft, allen Selbststilisierungen von Rationalität zum Trotz, geballter auftreten als früher.

Die erste Sorte von Phänomenen sind solche Entscheidungen, die prinzipiell oder zumindest faktisch nicht rational getroffen werden können (Elster 1989: 36-122; Schmidt 2000). Wenn jemand nach gründlichster Prüfung des Für und Wider zweier Entscheidungsalternativen zu dem Schluss gelangt, dass er beide geeignet findet, ohne eine der anderen vorziehen zu können, ließe ihn das Rationalitätsprinzip wie Buridans Esel jämmerlich verhungern. Abgeschwächter – und häufiger – findet sich diese Situation in der Art vor, dass der Aufwand, der betrieben werden müsste, um noch einen relevanten Unterschied zwischen zwei oder mehr Entscheidungsalternativen auszumachen, in keinem Verhältnis zur dann entdeckbaren Nutzendifferenz steht; oder man verfügt nicht über die Zeit, die man benötigte, um eine eindeutige Rangordnung der Alternativen festzustellen. In solchen Situationen ist paradoxerweise das Rationalste, was man tun kann, das Los entscheiden zu lassen. Denn so kommt man ohne großen Aufwand und schnell zu einer Entscheidung.

Es gab und gibt bekanntermaßen faktische Entscheidungssituationen, in denen so verfahren wird; und es existieren auch institutionalisierte Praktiken, die derart den Zufall entscheiden lassen. Wenn etwa im Gesundheitswesen knappe Ressourcen, z.B. Spenderherzen, zugeteilt werden müssen, ohne dass – allein schon auf Grund der Inkommensurabilität der verschiedenen zu berücksichtigenden Kriterien – deutliche Eignungs- bzw. Bedürftigkeitsunterschiede zwischen den Patienten ermittelt werden können, wäre es fahrlässig, viel Zeit für rationale Abwägungen verstreichen zu lassen. Auch lästige Pflichten wie das Amt des Schöffens oder der Wehrdienst werden in manchen Ländern per Los aufgelegt, wenn mehr geeignete Kandidaten als benötigt zur Verfügung stehen. Die Bemühung des Zufalls erspart hierbei nicht zuletzt müßige Streitigkeiten darüber, wer die noch bessere Entschuldigung hat, um sich vor der Pflicht zu drücken.

Stets bleibt freilich bei denen, die das Los entscheiden lassen, ein schlechtes Gewissen und ein Gefühl der Unzulänglichkeit. Beides wird ihnen durch die Rationalitätsansprüche der Moderne vermittelt; denn anders als vormoderne Menschen können wir das Los nicht mehr als Gottesurteil sehen, das im Zweifelsfalle sogar menschliche Vernunft aussticht. Daher strengen wir uns an, möglichst um einen Losentscheid herum zu kommen. So wäre es z.B. mit Sicherheit oftmals ehrlicher, bei einer Entscheidung zwischen mehreren Bewerbern für eine Stelle, die alle einen sehr guten Eindruck hinterlassen haben, zum Schluss den Zufall auswählen zu lassen. Stattdessen fingieren wir als Entscheider vor uns selbst und vor Anderen irgendwelche Gründe, verbiegen die Fakten

notfalls mehr oder weniger, nur um rational einstuftbare Unterschiede zu konstruieren. Wir müssen dies sogar tun, weil wir uns eine rechtliche Klage der leer ausgehenden Bewerber einhandeln würden, gäben wir zu, gelost zu haben. Prüfen wir uns indessen, ist uns insgeheim klar, dass wir uneingestanden den Zufall haben entscheiden lassen. Denn keines unserer Argumente für die Entscheidung hält näherer Prüfung stand; alle sind an den Haaren herbeigezogen, um überhaupt irgend einen Grund zu haben.

Man könnte meinen, dass derartige Entscheidungssituationen heutzutage seltener auftreten. Der Zuwachs an verfügbarem Wissen über alle Arten von Entscheidungsproblemen wirke sich doch wohl rationalitätsfördernd aus. Doch das Gegenteil ist der Fall. Wer immer mehr weiß, hat immer mehr zu bedenken und weiß zu jedem Grund stets gleich drei Gegengründe. Diese „Paradoxie des Rationalismus“ (Münch 1991: 29-31) ist ein grundlegender Bestandteil der dialektischen Konstitution der Moderne. Hinzu kommt, dass heutzutage immer mehr Leute in Entscheidungen hineinreden wollen und können – wozu in vielen Lebensbereichen nicht zuletzt hoch geschätzte demokratische Normen beitragen. Und all das vor dem Hintergrund einer immer größeren Beschleunigung des Lebens, so dass die Zeitknappheit des Entscheidens dramatisch zunimmt. Mehr denn je müssten wir uns also rationalerweise des Loses bedienen und anerkennen, dass der Ernst des Lebens in vielen Fällen als Glücksspiel immer noch am sachgerechtesten verlief – und weniger denn je dürfen wir uns offen zu dieser abgeklärten Meta-Rationalität des Rationalitätsverzichts bekennen.

Die zweite Art von Phänomenen, die darauf hinweisen, dass der Ernst des Lebens heute zunehmend als Glücksspiel daher kommt, hat Sighard Neckel (1999; 2001) in seiner These festgehalten, dass die moderne Leistungsgesellschaft sich in Richtung einer „Erfolgsgesellschaft“ wandle. In der Leistungsgesellschaft ist der sich insbesondere in beruflicher Karriere und Einkommenssteigerungen ausdrückende Lebenserfolg des Einzelnen wesentlich auf dessen Fähigkeiten und Fleiß zurückführbar. Dieser Leistungsindividualismus der klassischen Moderne wird aber durch vielerlei neuere Entwicklungen dementiert, ja geradezu verhöhnt. Der rational handhabbare Ernst des Lebens erodiert auf Grund von Wandlungen insbesondere der Wirtschaft und der Massenmedien.

Um nur einige aktuelle Phänomene anzutippen: Wer große Vermögen erbt, wie es derzeit und in den nächsten Jahren viele tun werden, hat nichts dafür getan, dass er unversehens zu den Wohlhabenden oder gar Reichen gehört; wer zu einer Alterskohorte gehört, für die plötzlich wieder massenhaft Arbeitsplätze in bestimmten Berufen, etwa als Lehrer, offen stehen, ist keinen Deut besser geeignet als die Angehörigen der Kohorte davor; wer als Amateur, aber durchaus auch (mit ganz

anderen Summen) als Profi an der Börse spekuliert und dabei viel Geld verdient, kann sich nicht im Ernst einreden, dies gehe auf seine ganz besonderen Fähigkeiten und seinen Einsatzwillen zurück; oder wer zur richtigen Zeit am richtigen Ort das richtige Gesicht und die richtigen Sprüche präsentiert und dann wie die Spice Girls oder, ein paar Stufen darunter, à la Zlatko in den Medien der Massenunterhaltung vermarktet wird, kommt sich vielleicht als etwas ganz Besonderes vor, ist aber völlig austauschbar, wie sich früher oder später erweist. All diese Figuren, von denen immer mehr herumlaufen, haben nicht – wie man früher sagte – ihr Glück gemacht, sondern sie haben bloß Glück gehabt.

Natürlich haben mehr Menschen eher Pech, und das Glück der Glücklichen ist nicht immer von langer Dauer. Entscheidend ist aber gar nicht die faktische Verteilung von Pech und Glück, sondern das massenmedial verbreitete Bild. Vielleicht kommt derartiger Erfolg durch reines Glück heute gar nicht mal häufiger vor als in früheren Zeiten; doch die Medien verbreiten den Eindruck, dass sich Leistung – ganz entgegen dem altmodischen Wahlspruch einer sich auf der Höhe der Zeit dünkenden politischen Partei – nicht mehr lohnt.⁷ Da wir aber immer mediengläubiger werden, kann das unserer Leistungsbereitschaft nicht gut tun und dann zur sich selbst erfüllenden Prophezeiung werden. Wenn keiner mehr auf eigene Leistung als Weg zum Lebenserfolg setzt, wird das Leben wirklich zum Glücksspiel.

Bei den beiden bisher angesprochenen Phänomenen ist immerhin eines noch sicher: was die Handelnden jeweils wollen. Eine dritte Art von Phänomenen zeichnet sich demgegenüber dadurch aus, dass Menschen sich über ihre Lebensziele und damit letztlich über ihren Lebenssinn unsicher sind bzw. werden. Wenn jemand für sich keine Klarheit mehr darüber gewinnt, was eigentlich das „gute Leben“ ausmacht: Wie – genauer gesagt: wohin? – soll er dann noch sein Leben „führen“? Dies ist eine noch zugespitztere – post-moderne⁸ – Form, die Erfahrung der Zufälligkeit des eigenen Lebens zu machen, als die Koinzidenzen, die keine geordnete Zielverfolgung zulassen: Alle Ziele, die man sich für sein Leben setzen kann, sind gleich gültig und damit gleichgültig. Also kann man auch auswürfeln, wie man lebt – ob man z.B. dieses oder jenes Studium ergreift, Kinder zeugt oder nicht, fleissig an seiner Karriere bastelt oder jeden Abend ausgeht usw. – und man kann jede Entscheidung des Würfels auch jederzeit durch neues Würfeln auf die Probe stellen. Wichtig ist dann nur noch die eigene „Fitness“, die Fähigkeit, sich gesellschaftlich so zu positionieren, dass man nach einer getroffenen Entscheidung noch möglichst viele Entscheidungen offen und möglichst wenige verbaut hat, um das Glücksspiel des Lebens weiter mitspielen zu können (Bauman 1995). So gesehen gilt der ethische Im-

perativ Heinz von Foersters (1993: 234): „Handle stets so, dass die Anzahl der Wahlmöglichkeiten größer wird.“

Luke Rhinehart (1971) hat diesen radikalen Einzug des Glücksspiels in den Ernst des Lebens in seinem Roman „The Dice Man“ literarisch konsequent durchgespielt. Sein Protagonist begreift gerade die Geordetheit einer an stabilen Lebenszielen ausgerichteten Biografie als tiefsten Kerker seiner Subjektivität. Der Mensch müsse sich befreien vom „Goddam sense of having a self“: „Man must become comfortable in flowing from ... one set of values to another, one life to another.“ (Rhinehart 1971: 146/ 147) Dies wird sogar in einer Gesellschaftsdiagnose begründet: „In stable, unified, consistent societies the narrow personality had value; men could fulfill themselves with only one self. Not so today. In a multivalent society, the multiple personality is the only one which can fulfill.“ (Rhinehart 1971: 315) Womit klar ist, dass diese Art, den Ernst des Lebens als Glücksspiel zu betreiben, in der Tat etwas ist, was erst in der säkularisierten Moderne Jemandem in den Sinn kommen konnte.

Noch weniger als bei der Wahl zwischen Alternativen, ein Ziel zu verfolgen, kann man sich bei der Wahl von Zielen eingestehen, dass man sich einer Zufallsentscheidung überlässt. Rhinehart spielt in seinem Roman durchgängig mit der Provokation, die der „Dice Man“ auslöst. Er ist der *advocatus diaboli* gegen das moderne Leitbild eines selbstbestimmten Menschen, der sich in lebenslanger rationaler Auseinandersetzung mit den verschiedenen Wertorientierungen eine je individuelle Identität erarbeitet. Auch wenn man Rhineharts Schlussfolgerung, Identität als einen Zwangsmechanismus der rationalisierten Moderne zu begreifen, der dann konsequenterweise durch Zufallsentscheidungen ausgehebelt werden muss, um wahrhafte „Selbstverwirklichung“ zu erreichen, nicht teilt, bleibt die Prämisse richtig: Die Moderne generalisiert alle Werte (Parsons 1985) und relativiert so die Maßstäbe, aus denen das im Leben Erstrebenswerte abgeleitet werden könnte. Welchen Werten sich jemand wie stark hingibt, welchem „Dämon“ – in den Worten Max Webers (1988: 613) – man folgt, ist letztlich niemals rational begründbar, sondern ergibt sich immer aus biografischen Konstellationen, die ein ganzes Stück weit zufällig sind. Auch das, was wir wollen, wird also in der Moderne in erheblichem Maße zum Glücksspiel.

5. Schluss

Wenn der Ernst des Lebens zunehmend den Charakter eines Glücksspiels annimmt: Werden wir dann zukünftig immer weniger Lotto,

Roulette und dergleichen in unseren Auszeiten spielen, weil wir den Reiz des Zufalls ja bereits hinlänglich im Ernst des Lebens genießen können?

Wohl kaum! Denn auf der einen Seite ist der *Anspruch* auf rationale Entscheidungsfindung nicht so leicht zu tilgen – selbst dann nicht, wenn das Leben der meisten Menschen die Schwierigkeit rationaler Entscheidungsfindung unübersehbar tagtäglich demonstriert. Auf der anderen Seite ist Zufall eben eine zweischneidige Sache: Man kann Glück, aber auch Pech haben. Im Ernst des Lebens finden sich zweifellos immer wieder auch Beispiele für glückliche Fügungen; aber unglückliche Wendungen überwiegen bei den meisten Menschen – und sei es, weil die begünstigenden Zufälle nicht als solche wahrgenommen, sondern eigenen Bemühungen und Fähigkeiten zugerechnet werden. Hier bleibt daher der Zufall weitgehend ein Ärgernis. Umgekehrt in den Auszeiten: Was man dort intensiv erlebt und dauerhaft in Erinnerung behält, sind nicht die Pechstrahlen, sondern diejenigen Momente, in denen einem das Glück hold war. Hier ist der Zufall also primär positiv konnotiert. Das kann der Ernst des Lebens niemals bieten. Deshalb macht er auch dann, wenn er immer zufallsbestimmter wird, die Glücksspiele in den Auszeiten nicht überflüssig.

Mehr noch: Vielleicht werden die Glücksspiele mit ihren Funktionen der Reduktion von Rationalitätsdruck und des Aufbaus von Selbstbetätigungen nur noch umso wichtiger für die Individuen, je weniger sie den Ernst des Lebens rational bewältigen können. Zunächst könnte man meinen: Wenn der Ernst des Lebens immer zufallsbestimmter wird, werden die Menschen in den Auszeiten umso mehr darum bemüht sein, sich mit Passionen wie Schach zumindest noch spielerisch der eigenen Fähigkeit zur rationalen Situationsbewältigung zu vergewissern. Aber es dürfte bei den meisten eher umgekehrt sein: Wenn einem der Zufall schon im Ernst des Lebens meist mehr oder weniger böse mitspielt und sich damit in seiner ganzen Allmacht zeigt, will man wenigstens in den Auszeiten die andere Seite des Zufalls kennen lernen und so auch erfahren, dass man dessen Gunst nicht gänzlich eingebüßt hat. Insofern könnten die geschilderten gesellschaftlichen Entwicklungen ganz im Sinne der Glücksspielindustrie laufen.

Anmerkungen

¹ Wir danken Gudrun Hilles für ihre Unterstützung.

² Im Vordergrund steht bei uns die soziale Dimension von Glücksspielen. Kulturhistorische (Huizinga 1938; Zollinger 1997), philosophische (Rescher 1996), ökonomische (Albers 1993) oder mathematische (Ekeland 1992) oder Glücksspiele im herkömmlichen Sinne/ medizinische/ psychosoziale

(Alberti 1999, Bauer 2000, Nutt 1994, Petry 1994, Schmid 1994) Zugänge bleiben ausgespart.

³ Es geht hier demnach nicht um Akteure, die *unfreiwillig* Glücksspiele betreiben, etwa weil sie spielsüchtig sind. Dies ist ein sehr ernstes Problem, von dem in Deutschland zigtausende Menschen betroffen sind und worauf sich auch schon Therapeuten spezialisiert haben (siehe dazu etwa Furian 1983; Meyer/ Bachmann 1993).

⁴ Es geht also hier – in einer Unterscheidung von Herbert Simon (1976) – um prozedurale Rationalität, nicht um Ergebnisrationalität, die sich auch beim Lösen zufällig einstellen könnte. Weiterhin ist diese Form der Rationalität nicht mit perfekter Rationalität zu verwechseln, sondern unterliegt vielfältigen Rationalitätsbeschränkungen.

⁵ Selbstverständlich bedeutet dies nicht, dass in Glücksspielen soziale Ungleichheiten gar nicht bedeutsam wären. Sie beziehen sich dann aber in Gestalt von Einkommensdifferenzen auf den Zugang zum Spiel oder auf den möglichen Einsatz (und damit auf den möglichen Gewinn/ Verlust), nicht aber auf die Chance, die richtige Entscheidung zu treffen. Den stabilisierenden Beitrag von Glücksspielen für „herrschaftsfreie, primitive“ Gesellschaften im Sinne der Egalisierung und Verstärkung sozialer Integration betont Wagner (1998).

⁶ Da ein Großteil der Einnahmen an das jeweilige Land abgeführt werden muss, flossen seit 1976 über 3,7 Mrd. Mark (1,9 Mrd. Euro) Spielbankabgaben in öffentliche Kassen.

⁷ Diese Wahrnehmungsverzerrung der Medien ist allein schon in einem ihrer wichtigsten „Nachrichtenfaktoren“ angelegt. Sie bevorzugen als Berichtgegenstand das Nicht-Normale, u.a. in Gestalt von besonderem Glück. Die zunehmende Konkurrenz der Medien treibt sie diesbezüglich in eine immer stärkere Fixierung auf diese „Nachrichtenfaktoren“ hinein.

⁸ „Der bestimmende Grundzug der postmodernen Idee vom guten Leben ist das Fehlen einer Bestimmung des guten Lebens.“ (Bauman 1997: 130)

Literatur

Addor, Philippe (1993): „Chance“ – Reine Glücksspiele. In: Bauer, Günther G. (Hrsg): *Homo Ludens – Der spielende Mensch*. Band 3. München, Salzburg, Katzbichler: 77-87.

Albers, Norman (1993): *Ökonomie des Glücksspielmarktes in der Bundesrepublik Deutschland*. München Dunker-Humboldt

Alberti, Gisela/ Kellermann, Bernd (Hrsg.) (1999): *Psychosoziale Aspekte der Glücksspielsucht*, Geesthacht

Bauman, Zygmunt (1995): *Zeit des Recycling: Das Vermeiden des Festgelegt-Seins. Fitneß als Ziel*. In: *Psychologie und Gesellschaftskritik*, H. 2/ 3: 7-24.

- Bauman, Zygmunt (1997): *Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen*. Hamburg. Hamburger Edition.
- Bosch, Karl (2000): Glücksspiele, Chancen und Risiken, München, Oldenburg
- Buland, Rainer (1997): Die Einteilung der Spiele nach ihren Freiheitsaspekten. In: Bauer, Günther G. (Hrsg.): *Homo Ludens – Der spielende Mensch*. Band 7. München, Salzburg. Katzbichler: 259-283.
- Burkart, Günter (1995): Biographische Übergänge und rationale Entscheidungen. In: *BIOS*, H. 1: 59-88.
- Butta, Carmen (2002): Die handgemachte Frau. In: *DIE ZEIT*, 2/ 2002: 9-13.
- DGF (Hrsg.) (1998): *Freizeit in Deutschland 1998 Aktuelle Daten und Grundinformationen*. Erkrath. DGF.
- DHS (Hrsg.) (2000): *Jahrbuch Sucht 2001*. Geesthacht. Neuland.
- Elster, Jon (1989): *Solomonic Judgements*. New York. Cambridge University Press.
- Ekeland, Isar (1992): *Glück und Chaos. Mathematische Expeditionen*. München. DTV
- Furian, Martin (1983): Spiel und Sucht – Glücksspiele. In: *Das Spiel*. Berlin. Colloquium-Verlag (Schriftenreihe der RIAS-Funkuniversität): 121-130.
- Goffman, Erving (1971): Wo was los ist – wo es action gibt. In: Goffman, Erving: *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*. Frankfurt/ Main. Suhrkamp: 164-292.
- Gross, Peter (1994): *Die Multioptionsgesellschaft*. Frankfurt/ Main. Suhrkamp.
- Huizinga, Johan (1938): *Homo ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel*. Reinbek 1998: Rowohlt.
- Kafsack, Hendrik (2001): Ein Kreuz mit dem Lotto. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 143 (vom 23.06): 9.
- Kipple, Flavia (1998): *Was heißt Individualisierung? Die Antworten soziologischer Klassiker*. Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher.
- Lyman, Stanford M./ Marvin B. Scott (1970): On the Time-Track. In: Lyman, Stanford M./ Marvin B. Scott: *A Sociology of the Absurd*. New York: 189-212.
- Meyer, Gerhard/ Meinolf Bachmann (1993): *Glücksspiel. Wenn der Traum vom Glück zum Alptraum wird*. Berlin et al. Springer.
- Münch, Richard (1991): *Dialektik der Kommunikationsgesellschaft*. Frankfurt/ Main. Suhrkamp.
- Neckel, Sighard (1999): Blanker Neid, blinde Wut? Sozialstruktur und kollektive Gefühle. In: *Leviathan* 27: 145-165.
- Neckel, Sighard (2001): „Leistung“ und „Erfolg“. Die symbolische Ordnung der Marktgesellschaft. In: Barlösius, Eva/ Hans-Peter

- Müller/ Steffen Sigmund (Hrsg.): *Gesellschaftsbilder im Umbruch*. Opladen. Leske + Budrich: 245-265.
- Nutt, Harry (1994): *Chance. Erkundigungen zum Glücksspiel in Deutschland*, Frankfurt Fischer
- Parsons, Talcott (1985): *Das System moderner Gesellschaften*. Weinheim, München. Juventa.
- Petri, Jörg (1996): *Psychotherapie der Glückspielsucht*, Weinheim, Beltz
- Rescher, Nicholas (1996): *Glück. Die Chancen des Zufalls*. Berlin
- Rhinehart, Luke (1971): *The Dice Man*. London 1999. HarperCollins.
- Schimank, Uwe (1999): *Flipperspielen und Lebenskunst*. In: Willems, Herbert/ Alois Hahn (Hrsg.): *Identität und Moderne*. Frankfurt/ Main. Suhrkamp: 250-272.
- Schimank, Uwe/ Ute Volkmann (1999): *Gesellschaftliche Differenzierung*. Bielefeld. transcript.
- Schmid, Carola (1994): *Glücksspiele in Deutschland. Über Über Vergnügen und Sucht von Spielern* Opladen, Westdeutscher Verlag
- Schmidt, Volker H. (2000): *Das Los des Loses. Zu einigen Grenzen rationalen Handelns*. In: *Leviathan*, H. 3: 363-377.
- Schulze, Gerhard (1992): *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt/ Main. Suhrkamp.
- Simmel, Georg (1992): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Frankfurt/ Main. Suhrkamp.
- Simon, Herbert A., 1976: *From Substantive to Procedural Rationality*. In: Simon, Herbert A.: *Models of Bounded Rationality*, Vol. 2. Cambridge MA, 1982: MIT Press: 424-443.
- von Foerster, Heinz (1993): *Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke*. Frankfurt/ Main. Suhrkamp.
- Voß, Gerd-Günter (1991): *Lebensführung als Arbeit. Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft*. Stuttgart. Ferdinand Enke Verlag.
- Wagner, Thomas (1998): *Casino Égalité – Glücksspiele und Wetten in herrschaftsfreien Gesellschaften*. In: *Sociologia Internationalis*, H. 2: 171-188.
- Weber, Max (1988): *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen, 1922. Mohr.
- Wellershoff, Dieter (1985): *Die Arbeit des Lebens*. Köln. Kiepenheuer & Witsch.
- Zollinger, Manfred (1997): *Geschichte des Glücksspiels. Vom 17. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg*. Wien. Böhlau
- zur Lippe, Rudolf (1993): *Der Ernst des Unernten*. In: Bauer, Günther G. (Hrsg.): *Homo Ludens – Der spielende Mensch*. Band 3. München, Salzburg. Katzbichler: 17-30.

Glück der Liebe. Eine unendliche Geschichte

1. Einleitung

Wenn Glück das „höchste Gut“ überhaupt und das Streben danach „die größte Antriebskraft im menschlichen Leben“ ist, wie man in Lexikon- oder Zeitungsartikeln lesen kann, dann sollte „Glück in der Liebe“ ganz oben in der Werthierarchie unserer Kultur stehen. In der Tat, so scheint es, gibt es für den Einzelnen kaum etwas Wichtigeres als ein „glückliches Leben“ und dazu gehört – neben Gesundheit, einem Leben ohne Armut oder der Selbstverwirklichung im Beruf – auch das private Glück, das sich nur die Wenigsten vorstellen könnten ohne eine „erfüllte“ Beziehung, ein gutes Sexualleben, eine „glückliche Familie“.

Man sollte also erwarten, dass sich die Paar- und Familienforschung damit in angemessener Weise befasst hat. Zumindest auf den ersten Blick ist dem aber nicht so: „Glück“ ist kein systematischer Begriff der neueren soziologischen Familien- und Paarforschung.¹ Dafür gibt es unterschiedliche Gründe, etwa den, dass für manche Wissenschaftler ein solcher Begriff nicht definierbar oder durch Trivialisierung diskreditiert ist. Wie dem auch sei: Auch wenn das *Wort* nicht explizit vorkommt – von der *Sache* ist gleichwohl häufig die Rede. Insgesamt ist sich die Forschung darüber einig, dass das Glück in der Partnerschaft zu den höchsten Werten des privaten Lebens gehört.

Wenn man Glück im Sinne von Schicksal/ glücklicher Zufall (engl.: *luck*) ausklammert und die genauere Analyse von Glück *als subjektiver Empfindung* der Psychologie oder Philosophie überlässt, dann sind aus der Sicht eines Soziologen für den hier angesprochenen Themenbereich vor allem drei Punkte bedeutsam.

Erstens die *sozialen Bedingungen*, die für das Zustandekommen des privaten Glücks wichtig sind. Auch das Paarglück fällt nicht einfach vom Himmel; es kommt auf die soziale Lage und die Umstände an, ob man einen Partner findet, mit dem man glücklich werden kann (wie Partnerwahlforschungen immer wieder zeigen).



Alfred Bellebaum (Hg.)

Glücksforschung
Eine Bestandsaufnahme

Unter Mitwirkung von
Klaus Barheier und Achim Meis

UVK Verlagsgesellschaft mbH

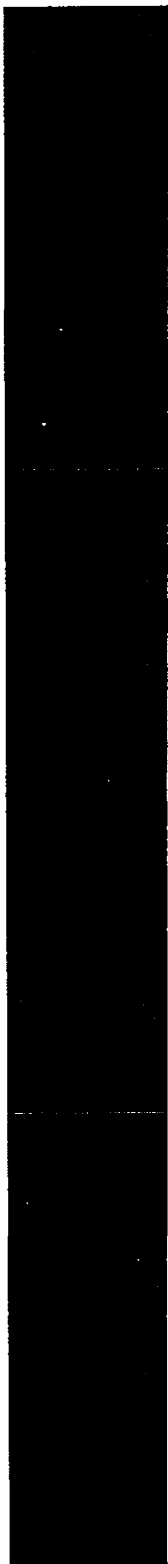
Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Glücksforschung : Eine Bestandsaufnahme/
hrsg. von Alfred Bellebaum –
Konstanz : UVK-Verl.-Ges., 2002
ISBN 3-89669-766-8

ISBN 3-89669-766-8

© UVK Verlagsgesellschaft mbH, Konstanz 2002
Einbandentwurf: Riester & Sieber, Konstanz
Druck: Digital Druck AG, Birkach

UVK Verlagsgesellschaft mbH
Schützenstr. 24 • D-78462 Konstanz
Tel. 07531-9053-0 • Fax 07531-9053-98
www.uvk.de

In Memoriam
Margret Bellebaum
*1936 †1999



Inhalt

<i>Alfred Bellebaum</i> Vorwort.....	9
<i>Alfred Bellebaum</i> Glück: Erscheinungsvielfalt und Bedeutungsreichtum	13
<i>Hans Braun</i> Empirische Glücksforschung. Ein schwieriges Unterfangen.....	43
<i>Erwin Hufnagel</i> Philosophie des Guten Lebens. Antike Lehrmeister des Glücks.....	59
<i>Michael Koch</i> Beiträge der Hirnforschung zum Verständnis des menschlichen Glücks.....	79
<i>Thomas Bargatzky</i> Contemplativus in Actione. Glücksvorstellungen im Kulturvergleich.	95
<i>Alois Hahn</i> Paradiesisches Glück.....	109
<i>Robert Hettlage</i> Generative Glückserfahrungen: Biographien, Kohorten und Mentalitäten	129
<i>Uwe Schimank/Thomas Kron</i> Glücksspiele und der Ernst des Lebens – Fortuna in Aktion.....	157
<i>Günter Burkart</i> Glück der Liebe. Eine unendliche Geschichte	177

<i>Frank Schulz-Nieswandt</i>	
Arbeit und Freizeit. Erwartungen und Enttäuschungen.....	193
<i>Heinrich Fisch</i>	
Glück: Politische und ökonomische Einflüsse.....	213
<i>Jo Reichertz</i>	
„Ich könnte Schreien vor Glück“, oder: Formen des Glücks in den Massenmedien	227
<i>Peter J. Brenner</i>	
Das Glück in der Literatur.....	245
<i>Wolfgang Lipp</i>	
Glück und Unglück – Schicksal und Schicksals- bewältigung, Anstöße, das Leben „gut“ zu leben	261
<i>Erwin Hufnagel</i>	
Erziehung zum Glück. Logos, Spiel und Heiterkeit.....	279
Sachregister.....	301
Personenregister	307
Die Mitwirkenden	313

Vorwort

Über das menschenbewegende Thema Glück ist schon seit Jahrhunderten viel nachgedacht, gesprochen und geschrieben worden – in unserem Kulturkreis weit zurückreichend bis in die antike Philosophie mit ihren zahlreichen Ansichten über ein gelingendes bzw. erfülltes Leben. Die Beschäftigung mit Glück ist freilich nicht immer vordringlich wichtig gewesen. Es gab Aktualitätswellen, deren letzte bei uns Ende der 80er/ Anfang der 90er Jahre begann. Seitdem sind viele Abhandlungen geschrieben und Tagungen durchgeführt worden. Ein Ende dieses auffälligen und anhaltenden Interesses ist nicht in Sicht. Von modisch bedingten Darlegungen insbesondere in manchen Massenmedien abgesehen, gibt es in der modernen Gesellschaft offensichtlich Lebensumstände, die ein thematisch weit gefächertes Nachdenken über eine sinnvolle oder ähnlich bezeichnete Lebensgestaltung nahelegen. „Wie kann das Leben glücken?“, so lautet der prägnante Titel einer einschlägigen Abhandlung. Die Beantwortung dieser Frage setzt Wissen über Glück voraus: Wer weiß was mit welcher Begründung und welchen Folgen über Glück?

In den meisten neueren Abhandlungen dominieren nicht mehr die überlieferten altehrwürdigen (moral-)philosophischen und (moral-) theologischen Glückstheorien. Beiträge zu einer Anthropologie des Glücks gibt es nämlich auch von Biologie, Psychologie, Sozialpsychologie, Soziologie, Kulturanthropologie, Staatstheorie, Ökonomie. Alle Wissenschaften vom Menschen können ihre fachspezifischen Beiträge leisten. Interdisziplinarität ist also für die Glücksforschung sachlich geboten.

Das Wort Glück wird seit jeher variantenreich verwendet. Angesichts einer verwirrenden Vielfalt von Glücksbegriffen ist vorgeschlagen worden, auf das Wort Glück zu verzichten. Dies ist bislang nicht gelungen, und es kann allein schon wegen der anhaltenden kulturellen Bedeutung dieses Wortes nicht gelingen. Es muss freilich nicht alle glücksbezogene Forschung mit dem Wort Glück arbeiten. In manchen Studien werden angrenzende oder verwandte Termini benutzt, wie etwa: angenehmes Leben, gutes Leben, gelingendes Leben, Lebensqualität, Zufriedenheit, subjektives Wohlbefinden.

Der vorliegende Band ist interdisziplinär konzipiert, und in ihm werden viele Themen erörtert, an die zahlreiche Menschen nicht denken,